

Parlamentsenquete zur Vollrechtsfähigkeit

Erlauben Sie, dass ich aus der Sicht eines Institutsvorstandes, der dieses Amt zum zweiten Male wahrnimmt, und zwar seit Beginn 2000, einen von Emotionen nicht freien Kommentar zur Lage an einem Großinstitut der Universität Wien, dem Institut für Germanistik, vorlege und daraus einige ins Allgemeine gehende Folgerungen ableite und begründe.

Das Jahrhundertwerk

Dass die Universitäten einem ständigen Reformprozess unterworfen sein müssen, ist eine Binsenweisheit, aber nichts verdient so sehr unsere Aufmerksamkeit wie Binsenweisheiten, die plötzlich mit Emphase als die großen Weisheiten verkündet werden, wobei die Menge des von den verantwortlichen Stellen produzierten Papiers sich verkehrt proportional zu den darin enthaltenen Einsichten verhält. Schon der hier allenthalben erkennbare Zeitbegriff befremdet: Das UOG 1993 von einem verantwortlichen Federführenden, viele haben es gehört, als „Jahrhundertwerk“ verkündet, hatte eine Lebenszeit, wie das Tausendjährige Reich. Gewohnt, es auch mit einem breiten Interpretationsspielraum zu tun zu haben, können wir den Genuss nicht verleugnen, den die immer aufs neue mit delphischer Ungewissheit verkündeten Orakelsprüche bedeuten, deren Übersetzung in einen Klartext nicht leicht fällt. Ich zitiere aus einem Papier: „Die stark ausgeweiteten Entscheidungsbefugnisse erfordern, dass Entscheidungen klar zurechenbar sind.“

Die Universität braucht also Akteure in Leitungsfunktionen, die durchsetzungsfähig sind und zur Verantwortung gezogen werden können. Da bürokratische Regelungen entfallen, müssen nun die Leiterinnen und Leiter den arbeitsalltäglichen Bedarf an bindenden Entscheidungen abdecken; die

Kontrolle der Einhaltung von Regeln wird durch die Evaluation der erzielten Wirkung ersetzt.“

Diese Sätze heißen alles und nichts; klar ist nur, dass man offenkundig mit zurechnungsfähigen Akteuren rechnet, die Flagge zeigen müssen, aber dann dafür gleich zur Verantwortung gezogen werden können.

Mitbestimmung

Ich orte - auch in vielen Wortmeldungen der Enquete des Vorjahres, eben jene Sehnsucht nach der starken Persönlichkeit, nach dem Entscheidungsträger, nach der Autorität, nach der Führungskraft, um ein neuscheußliches Wort zu verwenden. Jemandem, der sich mit Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre beschäftigt hat, läuft es da kalt über den Rücken. Die Denunziation der Gremien als Orte, an denen Klüngel sich eingerichtet haben, um jede Reform zu verhindern, gehört zu jener Rhetorik, die vergessen machen will, worum eben diese Gremien eingesetzt wurden.

Die Sehnsucht nach aristokratischem Umgang macht sich allenthalben bemerkbar, und geradezu biblisch ließ sich im Tonfall bei der letzten Enquete eine Kollegin vernehmen: „Schluss mit dem Sündenfall der Mitbestimmung der Non-Peers über Peers!“ Mit einem Sündenfall lässt sich nicht Schluss machen, sondern der ist einmal geschehen; in der Sprache sollte jemand, der sich in Peerage hineinreklamiert, auch genau sein, und zudem, ich

zitiere die Worte der Maria Stuart aus Schillers Drama: „Ich sehe diese würdigen Peers mit schnell/vertauschter Überzeugung unter vier/Regierungen den Glauben viermal ändern.“ Und so war es auch bei vielen, die 1968 mutierten, und die nun wiederum nichts von damals wissen wollen, so als ob es sich um eine überstandene Kinderkrankheit handle. Für geisteswissenschaftliche Institute hat sich, so meine Erfahrung, die Auseinandersetzung in den Gremien durchaus positiv ausgewirkt und jenen, die die Entscheidung zuletzt zu fällen hatten, geholfen, so sie bereit waren, auch von den anderen zu lernen.

Die Reform, so wie sie sich jetzt anlässt, lässt ein zweites 1968 geradezu nicht nur als vorprogrammiert, sondern als notwendig erscheinen.

Qualitätssicherung

Was die Sicherung der Qualität betrifft, wird das Phantom einer Internationalität beschworen, die jeder nach seinen Maßgaben entwirft. In Litaneiform werden die Worte Stanford, Harvard und Princeton heruntergebetet, so als ob mit dem flatus vocis auch deren Aura sich auf den Sprecher übertrüge. Das es auch Cornell, Johns Hopkins und Duke gibt, vergisst man, man vergisst auch, welche spezifischen Bedingungen eben diese Institutionen auszeichnet.

Meine inständige Bitte wäre es auch, von solchen, wie auf der Homepage des Ministeriums erkennbaren Slogans, wie „Weltklasseuni“ Abstand zu nehmen. Das ist nur mehr peinlich. Wer sich in seinem Amt umgetan hat, wer publiziert hat und sich in der Lehre und Administration

Auszüge aus Inst. Vorst. Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Denglers Rede zur Vollrechtsfähigkeit vom 21.02.2002

bewährt hat, der braucht keinen Vergleich zu fürchten, der wird dankbar für Kritik sein, der fürchtet nur jene seltsame technokratische Sprache, in der sich die Wissenschaft von sich selbst verabschiedet, indem sie die Ungewissheiten, die uns zum Fragen antreiben, in Gewissheiten verwandelt. Was mich irritiert, und das bekomme ich auch als Institutsvorstand zu spüren, ist die Unschärfe, mit der die Reform vorangetrieben wird, und die mich an Qualtingers Lied vom Wilden erinnert, der zwar nicht weiß, wo er hinfährt, dafür, is er schneller duart'.

Eine Ankündigung verbreitet sich gerüchteweise, die Empörung ist groß, auf einmal is, um Nestroy zu zitieren, alles nit wahr. Dann geht alles schnell, und bevor wir das vorletzte Wort sprechen können, ist das letzte gesprochen. Ehe die Mängel festgestellt wurden, soll an deren Behebung gearbeitet werden. Innovation ist ein Schlagwort, und das verständliche Bedürfnis nach dieser, verwandelt sich einen Innovationsterror.

Da soll das Bakkalaureat eingeführt werden, und da jubelt auch schon ein Kollege, dass damit der ursprüngliche Zustand der Universitäten wiederhergestellt würde, nämlich ein mittelalterlicher: Es gäbe endlich das Bakkalaureat wieder! Und das passt gut in diesen postmodernen Zustand, in dem sich Progressivität und Reaktion über die Köpfe der Studenten und aller anderen Betroffenen die Hände reichen. Mir wäre lieber, man würde es so, wie in der Bundesrepublik machen, wo ich das Glück hatte, bei der Evaluation für das Bakkalaureat dabei zu sein. Das wurde sorgfältig und mit Aufwand geprüft und so sollte es

auch bei uns sein. Denn einen Studiengang und einen Titel einzuführen und damit das System zu ändern, das ist eine heikle und komplexe Angelegenheit, und für die Sorgfalt und Vorbedacht werden spätere Generationen dankbar sein. Man sollte die Dinge so angehen, als wären sie ein Jahrhundertwerk, und nicht davon reden.

Im Raume schwebt vieles, so soll die Habilitation abgeschafft werden oder nicht mehr erforderlich sein. Wer sich auf Qualität beruft, der kann so nicht denken. Den Geisteswissenschaften wird oft vorgeworfen, sie hätten keine Berufsperspektive. Einige ihrer Disziplinen haben eine gute, das Lehramt an den Allgemeinbildenden Höheren Schulen und an den Berufsbildenden Schulen. Und da hört man, daß dies an den Pädagogischen Akademien schneller und auch billiger ginge. Ich betone, daß diese Akademien nicht in der Lage sind, das Niveau einer solchen Ausbildung zu garantieren, daß die Lehrer an den Gymnasien und verwandten Lehranstalten ein Anrecht auf eine wissenschaftliche Ausbildung haben, wie auch Ärzte, Juristen, Ökonomen und Theologen.

Wem unser Bildungswesen am Herzen liegt, der kann einem Transfer der Lehrerausbildung an diese Akademien nie und nimmer zustimmen, dem liegt, aus grundsätzlichen Kostenerwägungen, die Bildung unserer Jugend nicht am Herzen. Englische Eliteschulen werben schon um die Jugend in Deutschland; Kostenpunkt: 28 000 Euro jährlich. Aber vielleicht ist das die Zukunft.

Ich persönlich lege großen Wert

darauf, dass die Disziplinen der Geisteswissenschaft sich dieser sehr pädagogischen Aufgabe annehmen, und auch so eine gesamtgesellschaftliche Verpflichtung tragen. Aus den Erfahrungen, die ich in etwa fünfunddreißig Jahren Lehre an der Universität machen konnte, möchte ich mich zu diesen klaren Dispositionen bekennen, und ich ersuche die verantwortlichen Beamten und das Hohe Haus, die Konsequenzen ihres Tuns und daher auch die Sprache, die sie wählen zu bedenken.

Mir ist bewusst, wie viele Fehler an den Universitäten gemacht wurden, wie viel an bedenklichen Eigeninteressen im Spiele ist und war, wie sehr unsere Deformation professionelle zu diesem Stadium beigetragen hat.

Einen Ausgleich zu dieser einerseits notwendigen, für unser Leben aber oft verhängnisvollen Spezialisierung, bietet die Universität in ihrem ursprünglichen Wortsinne. Deren Erhaltung erscheint mir sowohl wissenschaftstheoretisch vertretbar und für die Bedenken, die wir hier äußern, sollte auch ein vernünftiger Zeitrahmen zur Diskussion vorgegeben werden. Wie es jetzt aussieht, scheint mir hinter den Reformplänen eine fast zynische Devise erkennbar, die Karl Kraus in die Worte fasste: *„Und das Chaos soll gebären, denn die Ordnung hat versagt“*

Zusammenfassung Christian Holly
Pressereferat